

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 3

Artikel: Zur elften Stunde [Fortsetzung]
Autor: Greyerz, Lina von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich nahm die Bibel mit nach Haus. Sie war viel gebraucht, was aus den vielen Randbemerkungen und Unterstreichungen ersichtlich war. Wahrscheinlich hatte der arme Mann fleißigen Gebrauch davon gemacht und mit Sorgfalt sie durchforscht. Ich konnte nun jene Stellen alle nachlesen, die ohne Zweifel für den Besizer Trost gewesen waren und seinen Weg nach dem Grabe erleuchtet hatten. Kein Wunder denn, daß er so still und glücklich gewesen. Fürwahr, er war arm und unbekannt in dieser Welt, aber, wie ich es nun begriff, war er reich im Glauben und Miterbe des Königreichs, das Gott denen verheißt hat, die ihn lieben (Jakobus 2, 5).

Soll ich noch mehr sagen? Soll ich noch sagen, daß dieser wunderbare Vorfall der Wendepunkt meines Lebens wurde? Daß die Anklage meines wach gerüttelten Gewissens mich beinahe zur Verzweiflung trieb, bis ich das wahrhafteste Wort, daß Jesus in die Welt gekommen ist, um Sünder selig zu machen, verstand? Soll ich noch sagen, daß meine wiedergefundene Bibel mir lieber ist, als alle Bücher meiner Bibliothek, weil das Evangelium, das darin steht, mir durch den Glauben an Christus zu einer Kraft Gottes zur Seligkeit geworden ist?"

Zur Belehrung

Friedenssehnsucht in Personen und Völkern.

Keinem Menschen ist der Kampf erspart; entweder kämpft er für seine Existenz oder für seine Ehre oder mit dem nahenden Tode, dem niemand entrinnt. Aber jeder Mensch hat in seinem Leben Augenblicke, wo ihn eine tiefe Sehnsucht erfasst, eine Sehnsucht nach Ruhe, Veröhnung und Friede.

„Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ ruft Goethe, des Treibens müde, aus.

„Muß ich sterben, eh' mir Friede kommt, der Friede, den ich suche!“ ruft Vater Pestalozzi als Kurgast auf den Höhen des Jura aus, als er dem erdrückenden Seelenschmerz, in den ihn der Tod seiner Gattin gestürzt hatte, zu erliegen wähnte.

„Friede sei um diesen Grabstein her, sanfter Friede Gottes!“ lautet der heiße Wunsch des Wandsbeckerbotens, des gemütvollen Dichters Mathias Claudius, am Grabe seines Vaters; denn was ein seelisch aufrechter Mensch für sich

selber wünscht, das gönnt er vorab seinen Lieben, aber auch allen seinen Mitmenschen.

„Friede sei mit euch!“ ist der göttliche Gruß, und „Friede den Menschen auf Erden!“ hieß es in der Weihnachtszeit.

„Holder Friede, süße Eintracht, weilet, weilet freundlich über dieser Stadt!“ schallt es auch aus Schillers Glockenlied.

In einem Wunsche sind alle Schweizer einig: „Geb' Gott dir seinen goldnen Frieden, du liebes Vaterland!“ Und ein gemeinsames Gebet entsenden sie zum Himmel:

„Herr, unser Gott!

Laß nimmer verbleichen das rote Feld!

Und die Scholle inmitten einer Welt,

Unser Heimatland,

Schütze mit treuer Hand!“

Wir Schweizer, die sich, wenigstens heute noch, des Friedens erfreuen, gönnen die Himmelsgabe auch andern Völkern; denn wir huldigen nicht der eigensüchtigen Denkart der Binschgauer, die da beten: „Verschone unsere Häuser, zünd' lieber andere an!“ Noch weniger sind wir der Ansicht des andern Bürgers in Goethes Faust, der mit selbstischem Frohlocken gesteht: „Nichts Besseres weiß ich an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen!“

Unser heißer Wunsch ist ein dauernder Frieden. Denn „ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg.“

Zur Unterhaltung

Zur elften Stunde. (Fortsetzung.)

Erzählung von Lina von Greherz.

Nachdem durch diese Bewegung die Glasmasse nach Wunsch verköhlt ist, setzen sie den langen Stab, der eigentlich ein Blasrohr ist, mit seinem obern Ende an den Mund und fangen an zu blasen, wie Einer, der etwa Seifenblasen hervorbringen möchte; nur viel künstlicher: denn bald wird das Rohr in die Luft gehalten wie ein Alphorn, bald abgesetzt, bald dreht der Arbeiter sein Mundstück schnell und lose zwischen den Lippen, bald faßt er tief und voll Atem, und läßt die aufgenommene Luft nur allgemach, wie etwa ein geschulter Sänger bei einer Tonfigur tut, wieder aus-

strömen. Gerade wie bei einer Seifenblase sieht man nun nach und nach wie eine regenbogenfarbenen schillernde Haut, die sich zu einer Form wölbt; und je nach der Art des Blasens, und nach der Deffnung des Blasrohrs, nach seinem Mundstücke, entstehen Gläser, Flaschen, Humpen, Leuchter 2c. Da die Mehrzahl dieser Gegenstände mit edlig geschliffenen Flächen und Linien verziert sind, im Gegensatz zu früheren Produkten, so werden die meisten nicht wie ehemals nur in der Luft geblasen, sondern in tiefen Formen, die in den Boden der Glashütte eingelassen sind. Diese eisernen Behälter haben natürlich die Gestalt der gewünschten Gegenstände mit den entsprechenden Erhöhungen, Vertiefungen, Furchen und Linien; die feurige Glasmasse wird mit dem Stab hinab gesenkt und da fertig geblasen, was viel exakter und auch schneller geschehen kann als in der Luft. Kleine und größere Buben, mit Stäbchen bewaffnet, mit hölzerner Schaufel 2c., gehen zwischen den Arbeitern ab und zu, um die fertigen Gläser aus der Form zu heben und zu dem Handlanger zu tragen, der sie abgezählt ins Magazin liefert. Oft, sehr oft mißglückt ein Glas, ein Lampenzylinder oder dgl.; dann wird von den Jungen das mißlungene Stück auf einen Haufen getragen, wo Abgefallenes, Scherben liegen, die später wieder als Glas-Material eingeschmolzen und so benutzt werden. In der Hütte, wo unser Franz arbeitete, wurden Arbeiter und Knaben nicht per Stück, sondern per Taglohn bezahlt, was vielleicht nicht die beste Manier ist, da die Faulen dann gleichviel verdienen als die Fleißigen, und die Gläser weniger Acht geben, ob zahlreiche Stücke mißraten. Aber der Prinzipal glaubte, es würde dann besser gearbeitet, weil weniger rasch, und da hielt er es eben auf diese Weise. Franz hatte einen Arbeiter, Namens Latour, zu bedienen, der wunderschön helle, klare Petrol-lampen-Gläser blies. Er war ein komischer Mann, klein und dick, mit sehr offenem Gesicht, das fast violett oder blau wurde von der Hitze des Söllers, dem Glask des Feuers und der Anstrengung des Blasens. Er verstand einen lustigen Scherz, einen derben Wit sehr gut, und gab sich gerne zum Spaßmacher seiner Mitarbeiter her; für gewöhnlich aber war er zerstreut und sprach nicht viel. Seine Kameraden neckten ihn dann, nannten ihn den „reichen Weinbergbesitzer“ und fragten, wie viele Maß Traubensaft sein reiches Gelände ihm zubringe? Denn an etwas anderes denke er doch wohl

nicht als an seine Wein-Ertragnisse. Es mochte etwas „Wahres“ hieran sein, besonders gegen den Herbst zu, wo das winzige Nebgütchen, welches er in Olon, einem auf der Sonnseite des Tales gelegenen Dörfchen, besaß, von duftigen, goldigen Trauben nur so strotzte. Jedenfalls war Latour ein guter, aber zerstreuter Arbeiter, der sich fest auf seinen kleinen Helfer Franz Blanc verlassen zu können glaubte, da er auch mit dessen Vater gut stand und der Walliserknabe mit dem hübschen Gesicht sein Liebling war. Unser junger Freund hatte ihn auch bis jetzt gut bedient; nur heute — was war auch mit ihm vorgefallen — war er so faumselig, ungeschickt und faul. Jetzt war er mit einem Petrolglase angestoßen und mußte es auf den Haufen von Scherben tragen; „Schade“, dachte Franz: „es hat nur ein ganz kleines Dreieck ausgebrochen, aber es würde doch springen beim Gebrauch. Es sieht aus, als ob es ein ganzes, unangetastetes wäre. hm, es würde also niemand merken, wenn ich zur Abwechslung ein ganz unverdorbenes Glas statt zum Handlanger auf diese Glas-Ruine trüge, oder besser noch hinter jenen Laden, wo ich es dann in der Dämmerung herausnehmen und heimtragen könnte. Das gäbe einen netten kleinen Nebenverdienst, wenn ich so alle paar Tage mehrere Gläser zurück behalten könnte. Natürlich nur unter der Hand, hie und da eines, daß man's nicht merkte. Aber was wollte ich mit der zerbrechlichen Ware? Sie verkaufen; wo? In eine größere Stadt komme ich nicht, vielleicht erst später einmal. Hier im Orte selbst darf ich es nicht, da man die kleine List merken und mich ausfinden würde.“ Ärgerlich, daß ihm sein fecker Gedanke doch zu nichts nütze sei, warf Franz sein Glas auf die Scherben, daß es prasselte. Ihr merkt's! schon nannte der Kleine einen Betrug, einen eigentlichen Diebstahl nur „eine kleine List“, die schon erlaubt wäre; so kommt das Böse mit leichtem spielendem Schritte herangeschlichen, wie ein Gewittersturm, der erst ein winziges Wölklein am Horizonte war, bis es anwuchs und den lieben, hellen Sommertag überbrauste. Latour, der Zerstreute, merkte erst jetzt, daß sein kleiner Helfer sich allzulange bei der Scherben-Ruine aufgehalten hatte, und so rief er jetzt mit näselnder Stimme: François, Franz, Fränzchen, willst du mit aufgesperrtem Mund und gläsernem Auge das Gespenst spielen bei der Ruine? Komm heran! Und Franz erschrak, als ob man seine geheimsten Gedanken hätte

ertappen können; er räusperte sich, wie um eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu und tat sie fürder ohne Versäumnisse.

Der nächste Tag, ob er gleich ein Dienstag war, erschien im Kalender der Walliser „rot“ angestrichen. Was sollte das heißen? Nun, daß es ein Feiertag sei, wo alle Arbeiter in der Glashütte frei hatten und zu Gottesdienst und Messe gehen konnten, was namentlich die katholischen Kameraden nicht versäumten. Für sie war es ein großer Tag, der „Sanct Mauricius“, wo eine Pilgerfahrt, oft auch eine Prozession an den Ort gleichen Namens, nach St. Maurice, wallfahrten ging. Vater Blanc fragte gleich nach dem Morgenkaffee seinen Sohn: „Kommst du mit zum Kirchenfest?“ Aber der Gefragte murmelte etwas von Magenweh in der Herzgegend, man konnte nicht recht verstehen, und lehnte solchermaßen ab. Was Wunder! er hatte anderes im Kopf als Kirchengang und Gebete. Wenn er es noch vorgezogen hätte, still zu Hause zu verbleiben und der köstlichen Herbstnatur zu genießen; aber weit gefehlt. Er wollte ein bißel bummeln gehen und im Vorbeigehen sehen, was Freund Latour's Trauben im kleinen Weinberg zu Olon machten, d. h. er wollte sie natürlich kosten und heimlich so viele davon forttragen, als er in seinem Strohhut auf dem braunen Kraushaar bergen konnte. So machte er sich auf den Weg. Das Wetter war so prachtvoll, der Himmel so rein und klar, die Gletscher des Trient im Hintergrunde so frisch wie schneeiger schaumiger Berg-Rahm, daß es einem ganz wohl und frei ums Herz werden mußte! Aber Franz schritt stumm dahin und achtete all der Pracht mit keinem Blick. Weßhalb hob er nicht frei das Haupt empor zum lichten Aether, zu den Bergen Gottes? Weil er über Kleinlichem brütete, weil sein Sinn belastet war, sein Gewissen im Kampfe mit sich selbst. Ja er sah nicht einmal die lieben Vöglein, die sich in großen Scharen sammelten zum Zug nach dem fernen schönen Süden; er hörte nicht der Bienen Summen, der Grillen Zirpen im Gras. Sie und da hob er eine frisch gefallene Wallnuß auf als gute Beute, eine Kastanie, die besonders braun und glänzend sich ihm entgegenrollte; sein Bestreben war auf's „Nehmen“ eingerichtet.

Im Weinberg seines Freundes Latour konnte er jedoch wenig „Grünes“ machen, obschon der Segen des Landes, die süße Last der Trauben ihm lockend unter den Blättern entgegen lachte.

Besonders appetitlich sah eine große Art blauer Trauben aus, die man sonst im Tirol findet. Sie wuchsen zunächst der Mauer und zeigten gelbgefleckte, oft bis ins dunkelrot gehende Blätter — aber erst die Früchte! Duftig überhaucht hingen sie wirklich wie kleine Pflaumen an dem Gehänge und schmeckten wunderschön und kräftig zugleich. Denn unser Glücksjäger bekam jetzt eine dieser blauen Trauben zu kosten; sie ward ihm geschenkt vom Besitzer Latour, der selbst im Weingarten stand, dessen Gegenwart unserm Franz aber eben weitere „Handgriffe“ verbot. Es war recht „viel“ von diesem nicht sehr bemittelten Glasbrenner, daß er überhaupt nur eine Traube aus seinem Nebberge fortgab; denn erstens hatte die Weinlese noch gar nicht begonnen, und dann muß man eingestehen, daß die Bewohner in diesen weinreichen Gegenden durchaus nicht freigebig in dieser Hinsicht sind; namentlich an den bevorzugten Orten Bex, Nigle und Yborne gilt der alte Spruch: Je besser der Wein, desto geiziger der Weinbergbesitzer. Latour berechnete übrigens nicht nur seine mögliche Weinernte, sondern er suchte noch einen andern Profit aus diesem seinem Fleckchen Erde zu ziehen, welches eigentlich ein altes, an den Berg gelehntes Gärtchen war.

Ihr wißt, es gedeihen am schönen Genfersee und im untern Rhonetale in den sonnigen Ortschaften die schönsten Lorbeersträucher, sowohl jener ächte Lorbeer, der spitz zulaufende Blätter hat und eine matte dunkelgrüne Farbe, aus dem man die Siegeskränze für Sänger und Dichter windet, als der andere saftgrüne, der wunderschön glänzende abgerundete Blätter zeigt und den man seiner Früchte wegen Kirschlörbeer nennt. Vor einem solchen nun stand Latour mit einem schwarzgekleideten Herrn; es war der Apotheker des nächsten Städtchens, der einen Handel machen wollte; denn er brauchte viele Zentner jener Blätter, um jene einschläfernde Arznei: die „Kirschlörbeertropfen“ daraus zu bereiten. Da nun jener Lorbeer ein Baum war und kein Strauch, so daß er eine überaus reiche Ernte versprach, so wurden die zwei bald Handels einig und bewunderten die Fülle und Schönheit der Pflanze. Es zeigten sich an ihr üppige Wurzelgeschosse, ein schlanker Stamm und ein ordentliches Schirmdach wie bei einem Apfelbaum mittlerer Größe, und zwischen den Zweigen hingen in seltener Fülle die Früchte des Lorbeers in langen blauschwarzen Traubengehängen herab, man hätte die Beeren fast mit Franzens Traube verwechseln können,

wenn man sie nebeneinander gelegt hätte: sie waren nur etwas kleiner und weniger düftig. „Franz,“ sagte Latour, „willst du an deinen Frei-Abenden kommen und die Blätter in zentrige Säcke pflücken? Ich werde dir so und so viel geben für deine Arbeit; denn mich tragen die schwanken Nester nicht; eher einen Knaben.“

Unser Walliserknabe errötete und schwenkte seine Traube aus Verlegenheit hin und her; eigentlich fand er den Lohn viel zu klein, die Arbeit zu groß und langweilig; aber er schämte sich denn doch, es vor den beiden Männern einzugestehen. So nahm der freundliche Apotheker sein Stillschweigen als Zustimmung auf, kniff Franzens freundlich in die Wangen und sagte: „Natürlich wird er gerne diesen Nebenverdienst annehmen“. Um nur wegzukommen, behauptete unser junger Blanc endlich, daß er seinen Vater in St. Maurice beim Kirchenfest abzuholen und sich hier schon zu lang versäumt hätte; aber die beiden Männer lachten ihn aus, daß er die Entfernung von Olon bis zum Wallfahrtsort nicht besser kenne und zwei Stationen rasch abzurennen gedächte. Der gutmütige Apotheker schenkte jedoch Franz den Betrag, um sich ein Eisenbahnbillet dritter Klasse zu kaufen, und solchermaßen noch zeitig genug zur Kirche von St. Maurice zu kommen; er sagte dabei: Es sei dies ein kleines Angeld für das Blätterpflücken, damit er ihm diese fein sauber und unzerknickt sammle. Franz nahm die Gabe gerne an, dachte jedoch trotz dieser Worte gar nicht, daß er sich jetzt durch die Annahme dieser Freundlichkeit für die Arbeit gebunden habe; ihr seht, er wollte das Unangenehme einer Sache haben ohne deren Anstrengung. Es dünkte ihn fein lustig, ein Eisenbahnfährtchen zu machen; so galoppierte er denn bergab auf die nächste Station Olon-St. Triphon, sah im Vorbeigehen die schönen Marmorbrüche aus grauschwarzem Gestein und in der die schönen Kastanienwälder, fuhr dann über die Rhone und stieg jenseits des Tunnels an seinem Bestimmungsorte aus. (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Zufrieden scheinen — bloßer Dunst,
Zufrieden sein — das ist schon Kunst,
Zufrieden bleiben — welch ein Glück,
Zufrieden machen — Meisterstück!

E. S.

Aus der Welt der Gehörlosen

Geschichtliche Tabelle der Taubstummenevereine in der Schweiz

(Eutermeisters Quellenbuch entnommen).

Gründungs- jahr	Name des Vereins	Aufgelöst im Jahr
1872	Taubstummeneverein in St. Gallen	1876
1873	Taubstummeneverein in Basel (unter Haury)	1873
1873	Taubstummeneverein in Zürich (unter Ed. Baumann)	1876
1873	Schweiz. Taubstummeneverein	1883
1874	Taubstummeklub in Zürich (unter Vollier)	1884
1875	Taubstummeneverein in Genf	1878 oder 1879 ¹⁾
1878	Margauer Taubstummeneverein in Aarau, zwischen	1885 und 1888
1894	Taubstummeneverein Berna, Syäter Alpenrose in Bern	
1896	Taubstummeklub Hephata in Basel	1898
1896	Taubstummeneverein Krankenkasse in Zürich	
1900	Taubstummeneverein Helvetia in Basel	
1901	Taubstummeneverein Edelweiß in Luzern	1921
1909	Taubstummene-Reiseklub in Basel ²⁾	
1909	Taubstummene-Touristenklub in St. Gallen	
1912	Taubstummenebund in Basel	
1916	Taubstummene-Fußballklub in Zürich	
1916	Taubstummeklub Frohsinn in Bern	1916
1917	Taubstummenebund in Bern	
1917	Taubstummeneverein Alpina in Thun	
1919	Taubstummenevat in Bern	1921
1919	Taubstummenevat in Zürich	1921 ³⁾
1921	Taubstummenebund in Zürich	
1925	Schweizerischer Taubstummenevat	

¹⁾ Dann nur noch freie Zusammentünfte in einem Restaurant.

²⁾ 1914 dem Taubstummenebund in Basel als Sektion beigetreten.

³⁾ Aufgegangen im Taubstummenebund Zürich.

Basel. Der Taubstummeneverein Helvetia Basel, der heute 20 Mitglieder zählt, hat sein 30. Vereinsjahr angetreten. Die Generalversammlung fand am Sonntag den 19. Januar